

Gelebte Interdisziplinarität

Als Diplomingenieurin in einem geisteswissenschaftlichen Aufbaustudiengang

Eines meiner ersten Seminare in dem Aufbaustudiengang „Museum und Ausstellung“ an der Carl-von-Ossietzky-Universität in Oldenburg (in den ich mich nach Abschluss des Studiums der Landschafts- und Freiraumplanung an der Universität Hannover immatrikulierte) widmete sich Texten und Bildern zur „Theorie von Symbol und Symbolisierung“. So lernte ich Aby Warburgs (Kunsthistoriker, 1866-1929) Arbeiten und die seiner Schüler kennen und fand sofort einen Verbündeten. Als einer der Mitbegründer der Kulturwissenschaften hat Warburg schon früh verschiedenste fachliche Disziplinen zusammengedacht. Seinem interdisziplinären Denken hat er in Form einer ungewöhnlich sortierten Bibliothek Gestalt verliehen. Warburg ordnete die Bücher nicht nach einzelnen Disziplinen, sondern quer dazu je nach seinem Forschungsinteresse, so dass z. B. kunstwissenschaftliche, technische, naturwissenschaftliche und astrologische Schriften nebeneinander in den Regalen standen. Sich zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zu bewegen ist schon nicht einfach. In zwei ganz unterschiedlichen Disziplinen zu Hause zu sein, ist noch bedeutend schwieriger. Dieser Zustand kommt einer auf Dauer gestellten Fremdheitserfahrung gleich – die Wahrnehmung wird geschärft, die eigene Lernbiographie hinterfragt und Identifikationen werden neu ausgehandelt.

Zwischen den Disziplinen: Verkehrte Welt und neue Perspektiven

Der Studiengang „Museum und Ausstellung“ ist interdisziplinär angelegt – was sich allerdings ausschließlich auf den geisteswissenschaftlichen Bereich bezieht: Beteiligt sind die Fachbereiche Geschichte, Kunst- und Bildwissenschaft (auch mit praktischen Anteilen) sowie die Textilwissenschaft; dazu werden spezifische denkmalpflegerische und museologische Inhalte gelehrt. Meine Mitstudierenden

waren Ur- und Frühgeschichtler, Historiker, Kunsthistoriker, Lehrer für Deutsch und Geschichte und Sprachwissenschaftler. Wie exotisch sich ein Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in diesem Umfeld ausnehmen kann, sollte ich noch erfahren – ebenso (und diese Erfahrung war für mich zunächst unfassbar) erlebte ich mehr als einmal, dass der Abschluss „Dipl.-Ing.“ jemandem ein verächtliches bis bedauerndes „ach je“ abverlangte.

Auf umfassende Lernerfahrungen war ich vorbereitet. Neben die fachlichen Lektionen trat jedoch nun auch noch die Erfahrung der alltäglich praktizierten Interdisziplinarität. Stand ich während meines Studiums der Landschafts- und Freiraumplanung diesem zunehmend distanziert gegenüber, folgte jetzt in der „Fremde“ umgekehrt eine um so intensivere Identifikation mit meinem ersten Studium. Im Nachhinein bin ich sehr dankbar für diese Erfahrung, denn sie versetzte mich in die Lage, den Wert meines ersten Studiums immer wieder auf ganz überraschende Art und Weise neu zu erfahren.

Zu Beginn meines Aufbaustudiums kam mir meine Wertewelt um 180 Grad gedreht vor. Im Umfeld von Architektur, Ingenieur- und Naturwissenschaften galt das Studium der Landschafts- und Freiraumplanung als von Grund auf frei und selbst organisiert. Meine Magister-Kommilitonen stellten dagegen fest, dass mein Studium wohl sehr verschult gewesen sei, schon aufgrund der hohen Zahl an zu erbringenden Prüfungsleistungen. Während bei den Landschafts- und Freiraumplanern gilt, „es ist nicht wichtig alles zu wissen, man muss nur wissen, woher man die Information bekommt“, war jede zweite Antwort in den geisteswissenschaftlichen Seminaren: „Das weiß ich nicht“. Da liegt bereits ein großer Unterschied zwischen Geistes- und Naturwissenschaften und den eher angewandten Ingenieurwissenschaften. Pragmatismus hat keinerlei Wert in der streng wissenschaftlichen Welt der ersten Gruppe. „Gesundes Halbwissen“ gilt als unzulässig. Vielmehr hat Wissen mit Gewissheit zu tun. „Ich weiß es nicht“ bedeu-

tet dann keine Schande, sondern heißt übersetzt: „Ich habe mich noch nicht ausreichend mit dem Thema beschäftigt, um zu einer Aussage zu kommen“. Tatsächlich mussten meine Kommilitonen lernen, Inhalte oberflächlicher und schneller zu erfassen und zu verarbeiten – ohne sich die Zeit nehmen zu können, lang und breit alle Quellen zu bemühen. Ich musste dagegen lernen, dass nach ersten Recherchen, Vorsortierungen und Ergebnissen die Arbeit der Deutung und Bewertung erst richtig beginnt.

In naturkundlichen Ausstellungen, in Architektur- und Designmuseen, im Bereich der Denkmalpflege und Gartenkunst hatte ich tatsächlich Wissensvorteile, die besonders auffielen, weil ich die Einzige mit dem entsprechenden fachlichen Hintergrund war. Allerdings waren es vor allem die „weichen“ Qualitäten, vielleicht sollte ich von Sekundärtugenden sprechen (im geisteswissenschaftlichen Umfeld wäre von Kulturtechniken die Rede), die mir weiter halfen und von denen ich bis dahin nicht wusste, dass ich sie offensichtlich während des Studiums der Landschafts- und Freiraumplanung trainiert hatte. Betriebsblindheit, gewissermaßen.

Generell halfen mir meine großen Erfahrungen mit Lerninhalten aus verschiedensten Disziplinen (von der Gartenkunst über die Soziologie hin zur Ökologie und technischen Grundlagen), auch im geisteswissenschaftlichen Kontext schnell Orientierung zu gewinnen, obwohl ich in Bezug auf Inhalt und Methoden fast überall Anfängerin war. Das Studium der Landschafts- und Freiraumplanung kann – nimmt man das Angebot des interdisziplinären Lernens auch wirklich wahr – einen sehr großen grundlegenden Überblick vermitteln. Dieser ermöglicht ein Improvisieren, lässt schnell Anknüpfungspunkte herstellen, Inhalte einordnen und Anfänge finden, von denen aus weiter geforscht werden kann. So wusste ich z. B. aus dem Stegreif mehr über die Befragung von Zeitzeugen zu sagen als der lehrende Dozent, da ich im Gegensatz zu ihm praktische Erfahrungen mit der Durch-

führung von qualitativen, freien Interviews hatte.

Das Wissen darum, wie Arbeitsinhalte und -abläufe organisiert, visualisiert und kommuniziert werden können (im Rahmen der Arbeit an Studienprojekten im Team gelernt), war ebenfalls sehr hilfreich. Diese gesamten ausgesprochen praktischen Fertigkeiten werden in Magisterstudien nicht vermittelt und auch nicht unerschwerlich trainiert – die Strukturen dort gleichen eher einem allgemeinen Durchwursteln, mal besser, mal schlechter gemanagt. Mir kam eine Kernkompetenz planender Disziplinen zu Gute: schlichtweg die Fähigkeit, aus den gegebenen Bedingungen durch genaue Analyse des Bestandes Ideen für die Strukturierung der Zukunft zu entwickeln – im weitesten Sinne entwerfen zu können.

Als einen ganz großen Vorteil erfuhr ich die Übung in der angemessenen Präsentation von Inhalten. Die verständliche Vermittlung von Ideen und Inhalten sowie deren kritische Besprechung ist vom ersten Semester an ein wichtiger Bestandteil des Studiums für Landschafts- und Freiraumplanung an der Universität Hannover. In den von mir besuchten Seminaren mit 15-30 Teilnehmer/-innen im geisteswissenschaftlichen Bereich waren verständlich vermittelte Inhalte dagegen eher Glückssache und auch das Üben von Kritik war kaum entwickelt. Das Zeigen von Bildern gestaltete sich, so es denn stattfand, erstaunlicherweise schwierig. Teilweise wurden wie in den Akademien des 19. Jahrhunderts Bücher mit den entsprechenden Bildern herumgereicht. Von einem nostalgischen und vor allem lichtbildkritischen Standpunkt aus hat das seine Berechtigung, ist aber im Sinne einer gelungenen Präsentation doch eher ein Armutszeugnis. Auch das präzise Verorten von erläuterten Sachverhalten auf den gezeigten Bildern wurde oft unterlassen; kurz: Die Vermittler ließen ihr Publikum sehr oft allein, so dass die Inhalte nicht oder nur schwer ankamen.

Blick vorwärts nach weit: Neu sehen und denken lernen

Bei allen Vorteilen und grundlegenden Tugenden, die das Studium der Landschafts- und Freiraumplanung vermittelt: Was mir im Rückblick fehlte und immer noch fehlt, ist die habitualisierte kritische Selbstreflexion, die den meisten Geisteswissenschaftlern selbstverständlich ist. Im Bereich Bild- und Medienkompetenz, der Beschreibung und Deutung von Bildern, hat die Disziplin der Landschafts- und Freiraumplanung – im Übrigen auch die der Architektur – einen ungeheuren Nachholbedarf; und das, wo sie doch am laufenden Band selbst Bilder, Zeichen und Objekte produziert. Bei vielen Kunst- und Bildwissenschaftlern genießen Architekten (die Disziplin der Landschaftsarchitektur oder -planung ist wohl zu klein, um explizit wahrgenommen zu werden) den Ruf der Oberflächlichkeit, historischen Unreflektiertheit und dummen Arroganz. Anfänglich habe ich mich sehr gegen diese Einschätzung gewehrt; leider entbehrt sie jedoch nicht völlig der Grundlage. Die theoretische Durcharbeitung der Bildproduktion, der Bildbeschreibung und -deutung, des Bildkontextes sowie der visuellen Vermittlung fehlt sowohl in der Ausbildung von Architekten, als auch in der von Landschafts- und Freiraumplanern. In Bezug auf die sorgfältige Beobachtung und Erhebung des Bestands habe ich in meinem Aufbaustudium noch sehr viel gelernt. Jeder Beobachtung folgte eine Deutung, nichts blieb unbeachtet liegen. Daten wurden nicht um ihrer selbst willen als Alibi gesammelt, um dann ignoriert zu werden (durchaus eine Art Standard-Verfahren in planenden Disziplinen), sondern bildeten eine solide Grundlage für weitere Schlussfolgerungen. Durch das Einüben verschiedenster Verfahren der kritischen Bildinterpretation lernte ich noch einmal völlig neu zu sehen, wirklich hinzusehen. Der Begriff „Bestand“ hat für mich seitdem eine andere Dimension, er beschreibt eine Welt, die es erst noch zu entdecken und ausgesprochen sorgsam zu beobachten gilt.

Als größte wissenschaftliche Tugend im Hause des eingangs erwähnten Aby Warburg galt das so genannte „nervöse

Auffangorgan“: eine Mischung aus Neugier, Forscherdrang, weit offenen Augen und vorurteilsfreiem Erkenntnisinteresse. In diesem Punkt laufen alle meine Erfahrungen zusammen; denn genau dieses „nervöse Auffangorgan“ wird im Studium der Landschafts- und Freiraumplanung trainiert. Der Professor (ein Kunsthistoriker) bei dem ich meine Abschlussarbeit schrieb, sagte mir nach der Abschlussprüfung, dass er es ursprünglich abgelehnt hatte, mich als „fachfremde“ Absolventin in den Studiengang aufzunehmen. Jetzt müsse er aber zugeben, dass ich seinen Begriff von Interdisziplinarität erweitert habe. Und das ist genau das, wozu mich (u. a.) das Studium der Landschaft- und Freiraumplanung befähigt hat.